

An diesem Sonntag berühren alle drei Schrifttexte ein Thema, das für uns heute vielleicht etwas weit weg und längst überholt erscheint, aber die gesamte biblische Zeit sehr beschäftigt hat und m.E. heute eher verdrängt als überwunden wurde.

Das ist die Frage nach dem Verhältnis von Innen und Außen, das Verhältnis Israels zu den Heiden; oder von der anderen Seite her gesehen: das Verhältnis der aus den Heiden gläubig gewordenen Christen zu den Juden. Das ist die heikle Frage: Wer gehört zur Kirche und wer nicht? Wer hat Teil am Reich Gottes und wer nicht? Die moderne Zeit hat schon seit Längerem hinter solchen Fragen Ausgrenzung und Intoleranz gewittert – nicht ohne Recht. Der Vorschlag der Moderne: Autonomie und Pluralität ohne äußere Autoritäten gewähren zu lassen, ist weniger eine Lösung als das Zugeständnis, dass man die Frage nicht befriedigend lösen kann. Viele möchten die Menschheitsgeschichte als eine Geschichte der Freiheit und der Emanzipation verstehen: sie komme aus der Zersplitterung in viele feindliche Stämme und Nationen, Ideologien und Religionen allmählich in eine universale Freiheit und Selbständigkeit, worunter man gerne die „Globalisierung der Menschenrechte“ verstehen möchte. Statt Grenzen und Mauern, die wir selber errichten, soll ein großer luftiger Raum für alle entstehen.

Solche optimistischen Humanisten möchten oft auch schon die biblische Geschichte als eine Entwicklung betrachten von einem jüdischen Partikularismus zu einem christlichen Universalismus. Die Juden denken in Volk und Nation und reden von „unserem Gott“, die Christen dagegen von der universalen Nächstenliebe und von dem Gott aller. Ja, Paulus selber lobt Gott, dass er die trennende Mauer zwischen Juden und Griechen, Sklaven und Freien, ja sogar zwischen Mann und Frau niedergerissen habe (vgl. Eph 2,14 u. Gal 3,28).

Es reicht, unsere Texte von heute anzuschauen, um gleich zu merken, dass die Trennung: altes Judentum Partikularismus – neues Christentum alles umfassender Universalismus nicht stimmt. Das Alte Testament kennt von Anfang an, ja von der Schöpfungsgeschichte an die universale Perspektive und dahingegen Jesus erscheint in den Evangelien wiederholt als partikularistisch, exklusiv und richtig ausgrenzend, wenn wir z.B. die Erzählung von der Syro-phönizischen Frau betrachten. Wir müssen also differenzierter in die Bibel blicken, um zu verstehen, warum und in welcher Weise Abgrenzung und Öffnung zusammengehören. Das erste, was wir verstehen müssen, ist, dass es eine große Seltenheit ist, wenn ein Mensch Gott wahrnimmt. Zwar sucht jeder – wie wir eingangs hörten – Gott und irgendwie findet jeder das

Göttliche. Die Betonung liegt hier auf „irgendwie“. Aber wer findet ihn ganz genau so, wie er wirklich ist. Ist es unmöglich? Heute sagen viele Philosophen, dass Gott so reich sei, dass ihn niemand ausschöpfen und verstehen könne, daher haben alle recht, die ihn auch nur irgendwie verstehen. Die Juden und mit ihnen wir Christen sind aber demhingegen immer überzeugt gewesen, dass Gott so groß ist, dass er sich zeigen kann, wirklich so, wie er ist; und dass der Mensch auch in der Lage ist, Gott zu erkennen so, wie er ist. Eine noch größere Seltenheit, letztlich ein Wunder. Aber genau dieses Wunder hat sich ereignet.

Mit ihm entsteht in der Welt allerdings eine ‚Vertretung‘ der absoluten Wahrheit, was heutzutage vielen ein Dorn im Auge ist, weil sie darin Intoleranz, Krieg, Ab- und Ausgrenzung befürchten. Israel ging mit seinen Propheten und Weisen einen singulären Weg. Es hat dort eine Entwicklung stattgefunden, deren Spuren wir im AT deutlich sehen können, bis es erkannt wurde, dass der wahre Gott keine bloß territoriale und nationale Gottheit neben vielen anderen Gottheiten ist, sondern der eine und einzige Gott der Schöpfung und der Geschichte.

Aber diese Erkenntnis hat in Israel eine ganz merkwürdige Reifung durchgemacht und ihre Früchte sind keine Gefahr, sondern die größte Chance für die Menschheit. Bloß drei Hinweise:

1. Israel ist mit seinem neu gefundenen Monotheismus nicht wie mit einer Triumph-Fahne herumgegangen, um andere Völker damit nieder zu werfen. Denn die Wahrheit macht nicht aggressiv, sondern demütig. Überhaupt reifte diese Einsicht von Gottes Einzigkeit zu einer Zeit, wo Israel im Exil bar jeglicher eigenen Macht dastand umgeben von viel mächtigeren Gottheiten von viel mächtigeren Völkern.
2. Außerdem ist die Wahrheit dieses universalen Gottes für Israel von Anfang an keine komplizierte Philosophie und keine schwer nachvollziehbare Mystik, sondern Gesetz, Tora. Israel hat nicht gefragt: „Wer und wie ist genau unser Gott? sondern: „Was ist sein Anliegen? Was will Gott von uns?“ Und dabei war es klar: dieser Wille, der in den Zehngeboten und anderen Gesetzessammlungen zusammengefasst wurde, verpflichtet zuerst und vor allem uns selbst. Die Erkenntnis der Wahrheit ist also nicht diskriminierend, sondern verpflichtend. Israel trägt in erster Linie nicht ein Privileg, sondern eine Verpflichtung, und die Aufgabe ist nicht, diese Verpflichtung von anderen einzufordern, sondern von mir selbst.

Und jetzt kommt's: Indem wir die Wahrheit als Gottes Willen zu erfüllen suchen, stehen wir nicht über den anderen,

sondern werden zu einer Quelle für sie. Dass man das Joch des Willens Gottes auf sich nimmt, daraus entsteht dann eine Geschichte, die voller Scheitern und Umkehr, Widerstand und neuer Einsicht ist.

3. Und schließlich das dritte: Wenn Israel erkennen musste, dass sein Gott ein Gott der ganzen Welt und aller Völker ist, heißt das, es hält Ausschau nach einer Zeit, wo die Völker dieselbe Erfahrung machen werden, d.h. die jetzigen Heiden auch zum Gottesvolk gehören werden. Nicht so, dass das Gesetz abgeschafft oder für sie gelockert würde, sondern so, dass auch sie von dieser praktischen Wahrheit des Gotteswillens angezogen und daran Teil haben werden.

Aber dazu gehört immer noch, dass dieses Volk, während es wächst, immer noch die scharfen Konturen der erkannten und gelebten Wahrheit tragen und zeigen muss. Es bleibt also eine Trennung und Scheidung bestehen – nicht gegen die anderen, sondern für die anderen. Damit sie einen Ort haben, wo sie diese Wahrheit auffinden können.

Das war eine Vision von Jesaja, das war auch schon punktuell und im Keim die Erfahrung und der Weg Jesu: das Gottesvolk zu sammeln und zu schützen, gleichzeitig es zu öffnen auf die Wahrheit-Suchenden. Und das war die bereits anschaulich gewordene, in die Zeit der Erfüllung tretende Erfahrung des Paulus, die er im Römerbrief überschwänglich beschreibt.

Das Bild für das Reich Gottes ist nicht eine zersiedelte Landschaft ohne Gartenzaun und Trennmauer, sondern das Neue Jerusalem, eine Stadt durchaus mit hohen Mauern aber mit 12 offenen Toren in alle Himmelsrichtungen.

Der Ort der Wahrheit nicht für kluge Diskussionen, sondern für ein angemessenes und erlöstes Leben.